



Der Hammer
Die Zeitung der
Alten Schmiede
Nr. 109, 9.20

Literatur-Kaleidoskop
Herbst 2020

Kaleidoskope sind optische Geräte, die mittels Spiegelungen und Blickverschiebungen wechselnde Sichtweisen auf Gegenstände und Formen ermöglichen. Literatur kann dies im besten Falle auch: Gewohntes und scheinbar Bekanntes in einem neuen Licht erscheinen lassen.

Im kommenden Herbst wird das Literaturprogramm der Alten Schmiede vielfältige literarische Perspektiven versammeln, von denen Ihnen dieser Hammer einige vorstellt: Der dialogische Text von Hanno Millesi und Fermin Suter gibt einen Vorgeschmack auf ihre Veranstaltung am 9. November, die sich mit der Verflechtung von Psychiatrie- und Kunstdiskursen in österreichischen Literaturzeitschriften der 1970er-Jahre beschäftigt.

Sabine Scholl ermittelt einen Einblick in ihr Projekt Geschichte schreiben, das sie in der kommenden Saison an fünf Abenden in Lesungen und Werkstattgesprächen mit anderen AutorInnen vorstellen wird: Den Auftakt machen am 1. Oktober Inger-Maria Mahlke und Kenah Cusanit. Mit Nora Gomringer, die am 15. Dezember in der Alten Schmiede aus ihren beiden jüngsten Lyrikbänden lesen wird, hat schließlich Jana Volkmann vorab ein Gespräch geführt – über unterschiedliche Themen wie den Großbetrieb Kirche, Mode(n) und »Wandlung, ständige Wandlung« (N. Gomringer).



Stimmen und Gegenstimmen zu Kunst, Psychiatriekritik und Literaturzeitschriften featuring »Die Affäre Otto Basil«

Hanno Millesi, Fermin Suter

Wer eine ausgiebige Recherche in der vielfältigen Literaturzeitschriften-Landschaft im Österreich der 1970er Jahre unternimmt,¹ kann sich davon überzeugen, wie viele Erneuerungen, das Zusammenleben der Menschen in diesem Land betreffend, vor allem in den ersten Jahren dieser Dekade thematisiert werden.

Mit der Kunst der sogenannten Wahnsinnigen, Geisteskranken, Irren, Schizophrenen entdecken Österreichs Kunst- und Kulturschaffende in jener Zeit ein Phänomen (wieder), das sie für Jahrzehnte intensiv beschäftigen und befruchten sollte. Kulturpolitik und Gesellschaftskritik, künstlerische Traditionen und Selbstverständnis, anthropologische und gar existenzielle Fragen – kaum ein Thema, welches in der Folgezeit nicht, mal intensiv, mal verhalten, mit den Phänomenen Psychiatrie und der Kunst psychiatriererfahrener Menschen in Verbindung gebracht worden ist. In Literatur- und Kulturzeitschriften wie den Protokollen, dem Podium, Frischfleisch & Löwenmaul, Freibord, Sterz, LOG oder Wespennest wurden öffentliche Debatten lanciert, Erfahrungen und gesellschaftspolitische Ansprüche kundgetan, Theorie gewälzt, psychiatriererfahrenen KünstlerInnen eine Bühne geboten.

Aufgrund des historischen Hintergrunds ist es nicht verwunderlich, dass dabei, wenn es um Themen wie Unterdrückung, die Rechte des Individuums, die Rechte von Minderheiten geht (von etwaigen Rechten ausgewiesener Außenseiter gar nicht zu reden), Ansprüche auftauchen, die in ihren Grundzügen heute längst Common Sense sind. Wenig überraschend auch, dass die Mehrzahl an Impulsen von der jüngeren Generation kommt und ein – im Übrigen nicht der unwesentlichste – Teil ihrer Vorstellungen im Ansatz utopisch anmutet. Unter dem Stichwort *Menschenrechte* stößt man in Literaturzeitschriften immer wieder auf die Themen *Frauen*, *Heim*, *Knast*, die Situation in psychiatrischen Anstalten und, davon abgeleitet, den Aufruf zu einer verständnisvolleren Einstellung der Bevölkerung – inklusive der öffentlichen Stellen – gegenüber Menschen, die mit einer geistigen Beeinträchtigung leben.

Die Auseinandersetzungen mit dem Thema Kunst und Psychiatrie werden auch im Österreich der 1970er Jahre entscheidend (im internationalen Vergleich allerdings später und zurückhaltender) durch psychiatriekritische, teils »anti-psychiatrische« Diskurse geprägt. Aufmerksam werden die Publikationen und Initiativen z. B. eines Ronald D. Laing, Franco Basaglia oder Michel Foucault diskutiert, die von der Psychiatrie als gesellschaftlicher Repressionsinstanz schreiben, den Wahnsinn als Produkt sozialer Zuschreibung, als Symptom pathologischer Gesellschaftsformen verstehen, menschenunwürdige Lebensumstände und Zwangsmaßnahmen in Kliniken publik machen und eine grundlegende Reformierung psychiatrischer Anstalten und Behandlungsmethoden anstreben.

So politisierten etwa die alarmierenden Berichte im Neuen Forum und im Profil über die Zustände im Wiener Psychiatrischen Krankenhaus »Am Steinhof« sowie der 1979 entfachte Skandal um den dort tätigen Gerichtsmediziner Heinrich Gross, dessen NS-Vergangenheit und Rolle als »Euthanasie-Arzt«, die Öffentlichkeit nachhaltig. Der Skandal bewirkte auch breite Solidarität seitens Kulturschaffender und war, wie die Zeitschrift Frisch-

fleisch & Löwenmaul 1981 berichtet, mitverantwortlich für praktische Reformen, darunter etwa die von PatientInnen am Steinhof gegründete, als Dialog-Medium zwischen Betroffenen, Angehörigen, PflegerInnen und ÄrztInnen fungierende Zeitschrift Kuckucksnest.

Dabei fällt nicht nur auf, wie weit entfernt man damals noch von einer Diskussion über eine *geeignete* Begrifflichkeit war, weshalb etwa von der Verwendung eines Wortes wie »Irre« keineswegs auf eine vermeintlich feindselige Einstellung geschlossen werden konnte (oder doch?), sondern dass – umgekehrt –, ganz in der Tradition eines totalitären Systems, das seine Kritiker schlicht für »verrückt« erklärt, ein Teil der Gesellschaft offenbar dafür plädierte, psychiatrische Anstalten nicht nur zu belassen, wie sie waren, sondern auch diejenigen hineinzustecken, die mit den vorherrschenden Zuständen nicht einverstanden waren, die demonstrierten, ihre Haare lang trugen, Drogen nahmen oder ... sich in der vermeintlichen Obhut des Begriffes *Kunst* in allerhand Merkwürdigkeiten ergingen.

In den Protokollen von 1967 lässt sich dies erstmals genauer beobachten: Im Editorial der Ausgabe attackiert Gerhard Fritsch den konservativen hiesigen Kunstgeschmack scharf. Die »Bevorzugung des Schönen, Gesunden, Verständlichen«, diese »betuliche Konservierung konservativen Mittelmaßes«, habe seit den 1930er Jahren ungebrochen Konjunktur, bedeute Kritiklosigkeit und führe zu politischer Apathie.² In einer von Verdrängung, Zwang und Gewalt geprägten Gesellschaft sei umgekehrt, so heißt es bei Wolfgang Müller-Funk einige Jahre später provokativ, »[d]er »Wahnsinnige«, der Psychotiker, Schizophrene oder Kataloptiker, [...] nur die radikale Ausprägung unserer allgemeinen Befindlichkeit.«³

Im selben Protokolle-Heft von 1967 steuern heute namhafte Künstler wie Peter Pongratz, Arnulf Rainer und Alfred Hrdlicka Texte zum Themenkreis der »schizophrenen Kunst« bei, der mal ein verweigernd-kritisches Potenzial, dann wieder eine Vorreiterrolle in der Erkundung und Vertiefung menschlicher Kreativität attestiert wird. Auch Leo Navratil, Gründer des »Zentrum für Kunst- und Psychotherapie« Gugging (heute: Haus der Künstler), ist mit einem Text über psychopathologische Kunst vertreten. Darin präsentiert er die Werke u.a. zweier heute renommierter Gugginger Künstler, die jedoch noch unter Pseudonym publiziert werden: der Maler Johann Hauser alias »Hans«, und der Dichter Ernst Herbeck alias »Alexander«.

Umso erstaunlicher, wenn ein im höchsten Maße *fortschrittlich* – und im Übrigen nicht weniger *utopisch* anmutender Ansatz ausgerechnet von jemandem kommt, der keinen Hehl daraus macht, weder zur *Jugend* zu gehören, noch, was Kunst betrifft, eine progressiv ausgerichtete Position zu vertreten. Auf einen solchen stößt man in einem Essay Otto Basils, veröffentlicht in der Zeitschrift *Podium*,⁴ der eine Reihe von Stellungnahmen auslöst, die ich, um sie publizistisch ein wenig aufzuwerten, als *Affäre Otto Basil* bezeichnen möchte.

Das Drehbuch dieser Affäre sieht – kurz gesagt – vor, dass Basil, Autor, Rezensent sowie, vor und unmittelbar nach den Kriegsjahren, selbst Herausgeber einer Literaturzeitschrift,⁵ unter dem romantisch klingenden Titel »Die Vermundung der Literatur«, auf eine für ihn nicht nachvollziehbare Tendenz zu Kargheit und Verödung in den Stilmitteln, vor allem jener zeitgenössischen AutorInnen verweist, die damals als *angesagte* Nachwuchshoffnung angesehen wurden.

Navratils Publikationen⁶ machen das Schaffen der Gugginger Patienten und die »zustandsgebundene Kunst« einer breiten Öffentlichkeit bekannt



und sind eine Initialzündung für die Austauschbeziehungen zwischen psychiatrienerfahrenen und »gesunden« KünstlerInnen, Psychiatern und Kunsttheoretikern in den 1970ern und 1980ern. Über ihn entsteht der Kontakt zwischen »Gugging« und einer Riege an AutorInnen, die sich rückblickend wie das *Who's who* der österreichischen Neo-Avantgarde liest: darunter Friederike Mayröcker, Ernst Jandl, Reinhard Priessnitz, Werner Kofler, Gert Jonke oder Gerhard Jaschke, Herausgeber der Zeitschrift *Freibord*: die in jener Zeit vielleicht am häufigsten aufgesuchte Publikation für kunstaffine Psychiater wie Navratil oder Peter Gorsen sowie psychiatrienerfahrene Künstler wie Herbeck und Hauser, Friedrich Schröder-Sonnenstern, Edmund Mach, Oswald Tschirtner, August Walla u.v.m.

Basil's Verblüffung über eine (freiwillige) Hinwendung zu einer solchen Sprache und der von ihr repräsentierten Gedankenwelt, hinter der sich seines Erachtens eine Abkehr von traditionellen Kategorien wie *schön*, *gefühlvoll*, aber auch *originell* (oder *lyrisch*) verbirgt, geht so weit, dass er sich zu einem Vergleich einiger Veröffentlichungen jener Autoren, die er dabei (u. a.) im Visier hat, mit kreativen Manifestationen geistig bzw. psychisch beeinträchtigter Menschen hinreißen lässt. Ob er die keinesfalls psychisch *kranken* Schriftsteller damit diffamieren möchte, soll hier nicht weiter interessieren, als Inspiration für eine solche Gegenüberstellung dienen ihm jedenfalls einige in der 1969er Ausgabe der *protokolle*⁷ veröffentlichte Texte von Patienten Leo Navratils.

Dass es eine unübersehbare Verbindung zwischen den kreativen Äußerungen *geistig beeinträchtigter* Menschen und den Werken sozusagen *normaler*, geistig gesunder KünstlerInnen gibt, wurde u. a. bereits von Cesare Lombroso (dt. 1887)⁸ und später von Alexander Mette (1928)⁹ festgestellt, wobei darauf hingewiesen sei, dass Mette mehr oder weniger ein Zeitgenosse der späten Dadaisten und frühen Surrealisten war, die diesen Zusammenhang offen thematisierten.

Konkrete Poesie, Neo-Dada, Lettrismus, »Wiener Gruppe«, Gedichte von Peter Handke oder Michael Scharang, sogar die *Dialektgedichte Alfred Gessweins*: All dies sei, so Basil, eine *solipsistische, jeden kommunikativen Sinn und damit auch alle sozialen Bande aufkündigende Dichtung*. Diese »pseudoschizophrenen Stilübungen« seien nichts als »Escapismus« und imitierten den einstmalig gesellschaftlich revolutionären Impetus etwa des Dadaismus nur noch. Diese »Wohlstands-Arrièregarde« habe jedes kritische Engagement zur Lösung global-gesellschaftlicher Probleme aufgegeben. Da Lombroso und Mette von der Medizin kommen, mangelt es ihnen (insbesondere Lombroso, dessen Tätigkeit in die so genannte *präpharmakologische Ära* fällt) möglicherweise an der Kapazität, künstlerische Ausflüge über die Grenzen der Vernunft hinaus, richtig einzuordnen. Ähnlich wie es ästhetisch ausgerichteten Menschen schwerfallen mag, die pathologische Dimension hinter gewissen kreativen Äußerungen wahrzunehmen. In einem solchen, von Irrtümern gespickten Parcours muss es nicht weiter verwundern, dass Basil – ohne sich dessen bewusst zu sein – Argumente für eine These liefert, der zufolge, der Unterschied zwischen DichterInnen und geistig beeinträchtigten Menschen in erster Linie ein soziologischer sei.

Basil's Kritik an artistischer Ideenlosigkeit und politischer Apathie ähnelt auffällig jener Müller-Funks und Fritschs. Am Komplex Psychiatrie und Kunst können sie alle – obwohl sie das »Gesunde« und das »Kranke« je unterschiedlich bestimmen – die argumentativen Gerüste aufrichten, von

denen aus sich die zeitgenössischen künstlerischen, und damit verbunden: sozialen, Missstände überblicken lassen.

Stellvertretend für die verschiedenen Anhaltspunkte, die auf eine Verwandtschaft zwischen VertreterInnen dieser beiden Welten, Sphären oder auch Zustände deuten, sei hier der bis zur Besessenheit reichende Schaffensdrang sowie ein Ungenügen mit der Sprache in ihrer konventionellen Form in Erinnerung gerufen – zumal, wenn es darum geht, in Bereiche vorzudringen, in die KünstlerInnen, stellvertretend für ihre RezipientInnen, vermittels ihres Werks vordringen, in der geistig beeinträchtigte Menschen hingegen *leben* (aus der sie vielleicht sogar heraus wollen). Ebenso denke man an den Hang zur Rhythmisierung, in ihrem gesamten Spektrum vom Verspielt-Ornamentalen zur zwanghaften Kontrolle.

Wer nun meint, den geistig Beeinträchtigten mangle es am Kunstwillen, ja, sie seien sich oft nicht einmal bewusst, was andere in dem, was sie so fabrizieren, lesen, bedenke, dass auch als *gesund* geltende KünstlerInnen nicht immer der gesamten Assoziationsaura ihrer Metaphern bewusst sind, andernfalls würden sie bloß künstlerische Arbeiten *produzieren*.

Kreative, die unter einer geistigen Beeinträchtigung leiden, mögen in ihren literarischen Arbeiten nicht dieselbe Art von Qualität erreichen wie *richtige* SchriftstellerInnen, aber: Macht der Umstand, dass sie in ihrem Schaffen keine auf ein Publikum bezogene, künstlerische Absicht hegen, dass sie nicht auf eine Wirkung abzielen, sondern in Gefühlszuständen, die Gesunde mittels Ästhetik heraufzubeschwören versuchen, gefangen sind, sie nicht zu so etwas wie den *besseren* Künstlern?

- 1 Wie ich, gemeinsam mit meinem Kollegen Xaver Bayer, für unser Buch *Austropilot – Prosa und Lyrik aus österreichischen Literaturzeitschriften der 1970er-Jahre* (Edition Atelier, Wien 2016).
- 2 Gerhard Fritsch: [o.T.]. In: *protokolle* 1967, S. 1 f.
- 3 Wolfgang Müller-Funk: »Drosendorfer Gespräche über den kulturellen Hintergrund des »Wahnsinns««. In: *LOG Zeitschrift für internationale Literatur* 24/84, S. 7.
- 4 Otto Basil: »Vermondung der Literatur oder Lyrik und Gesellschaft«. In: *Podium* 2/71, S. 27–31. Siehe auch Heft 3/71 und 6/72.
- 5 *Das Wort* (1923–25); *Plan* (1937/38 und 1945–48).
- 6 *Schizophrenie und Kunst* (1965), *Schizophrenie und Sprache* (1966); als Herausgeber Ernst Herbecks: *Alexander. Ausgewählte Texte 1961–1981* (1982).
- 7 Leo Navratil: »Lebendige schizophrene Welt.« In: *protokolle* 1969, S. 149–157.
- 8 Cesare Lombroso: *Genio e follia*, 1864 (dt.: »Genie und Irrsinn«, 1887).
- 9 Alexander Mette: *Über Beziehungen zwischen Spracheigentümlichkeiten Schizophrener und dichterischer Produktion*, 1928.

Die Veranstaltung findet am **9. November** statt.

Hanno Millesi studierte an der Universität für Angewandte Kunst sowie Kunstgeschichte an der Universität Wien. Er lebt als Autor, Künstler und Kunsthistoriker in Wien und publiziert Prosa, Essays, Fotocollagen, Kurzfilme. Zuletzt u.a. die Romane *Der Schmetterlingstrieb* (2016) und *Die vier Weltteile* (2018)

Fermin Suter ist seit 2017 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Museale Sammlungswissenschaften der Donau-Universität Krems, forscht u.a. zu österreichischen Literaturzeitschriften.





Geschichte als Selbstbedienungsladen? Sabine Scholls Projekt *Geschichte schreiben*

»Das Zeitalter medial inszenierter Halbwahrheiten stellt die Literatur abermals vor die Frage, ob Geschichte ein Selbstbedienungsladen ist, oder ob AutorInnen ihre Haltung zu Geschichtlichkeit deutlich machen müssen«, so Sabine Scholl über ihr Projekt *Geschichte schreiben*, das sie in der kommenden Veranstaltungssaison in der Alten Schmiede durchführen wird. An fünf Abenden – beginnend am 1. Oktober – wird sie mit AutorInnen Methoden der Übersetzung von Historie in Fiktion in deren Schreiben diskutieren. Sabine Scholl weiter über ihr Projekt: »Wie kann etwa Vergangenes aus einer schal gewordenen Gedenkkultur gelöst und mit Gegenwärtigem verknüpft werden? ›Erinnerung ist nicht nur das von einem selbst Erlebte, sondern ein Mosaik aus den Abdrücken, die Texte, Bilder oder Riten über Generationen in uns hinterlassen«, schreibt Aleida Assmann – und tatsächlich bleiben viele Randgeschichten, Nebenschauplätze, Schattenfiguren zu erzählen. Das thematische Spektrum der Abende reicht von privaten Migrationsgeschichten über koloniale Impulse der Archäologie bis in den Echoraum der sozialen Medien, die zum Propagandainstrument zeitgenössischer rechter Jugendbewegungen geworden sind.« Im Folgenden schildert Sabine Scholl den Weg, der sie zu ihrem literarischen Blick auf die skizzierten Fragestellungen geführt hat.

Sabine Scholl: Die Untergründe der Geschichte

Wuchernde Zweige, Blätter und Blüten formen eine dichte Laube am Balkon. In diesem grünen Schatten sitze ich mit zwei Nachbarinnen. Eine stammt zufällig aus derselben Stadt wie ich. Es dauert nicht lang, und wir zählen Name für Name die Honoratioren auf, welche dort während der Nazi-Zeit profitierten und die danach als achtbare Bürger angesehen wurden. Wir buchstabieren WANKA, WILLINGER, ZWEIMÜLLER und mehr. Als Schulkinder wussten wir nichts über deren Vergangenheit. Nun können wir nicht aufhören, mehr erfahren zu wollen und es entspinnt sich ein hitziges Gespräch. Doch was genau empört uns?

Als wir aufwuchsen, erlebten wir vor allem gesammeltes Schweigen, das es erschwerte, Beziehungen zwischen den Generationen aufzubauen. Weil wir einander ungreifbar waren. Ständig mussten wir Leerstellen umschiffen, bis wir vergaßen, dass sie überhaupt existierten. Indem wir mitmachten, weil die Eltern und Großeltern das von uns verlangten, wurden wir Komplizinnen. Daraus entstand die GROSSE AUSLASSUNG.

Hätte ich zum Beispiel gewusst, dass ein berühmter Linzer Dichter, der auch eine wichtige Literaturzeitschrift herausgab, sich als jugendlicher von den Möglichkeiten der Propaganda hatte verführen lassen, hätte ich als junge Autorin seine Reaktionen besser verstanden. Irgendwann im Laufe unserer Begegnungen gebrauchte ich scherzhaft das Wort »Burschen«, um damit die Forschheit männlicher Avantgardisten nach dem Krieg zu betonen. Entrüstet meinte er, dass ich ihnen Nazi-Gedanken unterstellte, und brach jeden Kontakt ab. Welches Tabu ich damit verletzt hatte, konnte ich mir damals nicht erklären.

Später studierte ich zwar Geschichte, suchte in antifaschistischen Arbeitskreisen, Marxismus-Seminaren, feministischen Zirkeln nach

Orientierung, über der Vergangenheit von Gebäuden und Landschaften lag jedoch weiterhin ein Schleier.

Heute, am Balkon in Wien, fühlen wir uns immer noch betrogen und deshalb regen wir uns auf. Weil es so lange dauerte. Weil auf Hinweistafeln, welche von Gebäuden und Menschen erzählen, jene dunklen Zeiten oft ausgespart bleiben. Als wären das persönliche Beleidigungen, wenn ein historisches Dokument bezeugt, dass der Apotheker, der Bäcker und andere, die ohnehin längst gestorben sind, tätige Nazis waren. Diese Angaben unterstellen, es wäre ohnehin damals nichts passiert. Und die sogenannten »Entgleisungen« rechter Parteien sind gar keine, denn diese Äußerungen bilden ja die Geleise, auf denen ihre Ideologien seit jeher in eine geschönte Vergangenheit unterwegs waren.

Für meine Generation hingegen wird der Grusel, der während unseres Heranwachsens über der Landschaft und den Dörfern lag, durch das Wissen, das in Archiven und im Internet inzwischen aufzufinden ist, begreifbarer. Türen in die Vergangenheit werden geöffnet und schreiben die Gegenwart um. Mein Nachforschen begann, als ich eines heißen Augusttages nach Poollektüre suchte und mir ein zerlesenes Exemplar von Edmund de Waals *Der Hase mit den Bernsteinaugen* in die Hände fiel. Inmitten von Grillengezirpe und durstenden Tieren erkannte ich eines der darin abgebildeten Gebäude wieder, dessen Umrisse mir vertraut waren: Ein Palais, welches sich gegenüber der Wiener Universität befindet, wo ich studiert habe. Täglich waren wir daran vorbeigelaufen, ohne je wissen zu wollen, dass es ein gestohlenen Haus war und ohne Näheres über die früheren Besitzer, die jüdische Familie Ephrussi, zu erfahren. Und so ging es dahin.

Auf der Suche nach einem typisch österreichischen Dorf als Schauplatz für eine zu schreibende Geschichte kam mir ein Ort im Mühlviertel in den Sinn, wo ich mit den Kindern Ferientage verbracht hatte. Bald stieß ich auf eine Notiz, dass die dortige Schlossherrin gegen Kriegsende eine Widerstandsgruppe gegründet hatte. Ich begann zu recherchieren, landete eines verregneten Sommertages vor dem Schlosstor und durfte das Archiv nutzen. Ich suchte nach dem Tagebuch der Schlossherrin, um mehr über diese Aktivitäten zu erfahren.

Später begab ich mich, zum Beispiel, durch labyrinthische Gänge ins Linzer Landesarchiv, um die Stimme einer älteren Frau aus dem

Sabine Scholl, *1959, studierte Germanistik, Geschichte, Theaterwissenschaften; lebt in Wien. Lehrtätigkeit u. a. in Wien, Portugal, den USA, Japan, am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. Zuletzt erschienen: *Erfundene Heimaten. Essays* (2019) und *O. Roman* (2020).



Ausserland, welche von ihren Aktionen im Widerstand gegen die Nazis berichtete, zu hören. Sie sprach leise und zurückgenommen, es war keine Heldinnenerzählung. Der Interviewer fragte viel nach, steuerte das Gespräch, bezog sich auf bereits Verfasstes und Festgeschriebenes. Je dichter ich an das Original reichte, desto fragiler wurde das Bild, das ich mir davon gemacht hatte. Meist erfuhr ich gar nicht, was ich zu hören geglaubt hatte, war mit meiner Imagination bereits voraus. Das war schon beim Tagebuch der widerständigen Mühlviertler Schlossherrin so. Und weil ich keine Lücken ertragen kann, sondern alle mit Erzählungen füllen will, bin ich nicht Historikerin geworden.

Dann aber die Selbstzensur: Darf ich das überhaupt? Darüber schreiben? Haben das nicht längst andere übernommen, die dafür bekannt wurden, sich mit brisanten Vorgängen während des Nationalsozialismus zu beschäftigen? Doch warum will ich mir diese Arbeit versagen? Weil ich denke, dass das Thema anderen gehört? Weil es bestimmten politischen Gruppen und Schreibweisen gehört? Ich meine, in ein Territorium zu dringen, das mir nicht zusteht.

Mit Waldheim hat das ja begonnen, dieses Erinnern, bemerkt die Nachbarin am Balkon.

Stimmt.

Mir fällt ein: In der Küche des Philosophieprofessors wird diskutiert. Seit Waldheim spricht man darüber, auf welcher Seite die Vorfahren im Zweiten Weltkrieg standen. Als ich an der Reihe bin, bringe ich drucksend vor, dass meine Eltern Kinder waren, sie also weder Täter noch Opfer gewesen sein können. Hoffe, dass ich davonkomme.

Und was war mit deinen Großeltern?

Ich werde rot. Stottere noch mehr. Will nicht gestehen, dass sie Bauern waren und nicht einmal das. Eher Knechte und Mägde. Schäme mich, weil ich vor meinen Kolleginnen, meist Nachkommen von Ärzten, Juristen, Geschäftsleuten, bisher vermieden habe, zuzugeben, dass ich nicht in ihre Kreise gehöre. Ein Gefühl, das ich seit der Kindheit kenne. Meine Scham rührt genauso von dieser unpassenden Herkunft wie vom Unwissen über das Verhalten meiner Großeltern zur Nazizeit her. Dann lassen die Fragenden ab von mir. Und ich mache mich ohnehin bald aus dem Staub. Verlasse Österreich. Nicht mehr mein Problem. Gehe immer dorthin, wo ich neuerlich die Unbekannte bin, geschichtslos. Ich breite mich geographisch aus, grabe nicht mehr in die Tiefe der Vergangenheit. Doch in den USA werde ich fast überall als Nachfolgerin jener Tätergeneration angesehen. Dass ich mich dazu erkläre, wird erwartet. Ich werde das ungewisse Erbe nicht los.

Und seit ich mit dem Nachforschen begonnen habe, erfahre ich immer mehr. Das Internet hat vieles verändert. Ich tippe irgendwo an, sofort gibt die feste Oberfläche nach und ich gerate in die Untergründe der Geschichte. Als ich mich wegen eines Stipendiums in Venedig aufhalte, muss ich nur erwähnen, mich für Frauen im Widerstand zu interessieren und Türen öffnen sich. Dort treffen ich und andere Autorinnen auch Edmund de Waal für einen gemeinsamen Austausch. Dieses Mal formuliere ich meine Dringlichkeiten, über die Vergangenheit zu erzählen, um sie mit den Drohungen der Gegenwart zu verbinden. Mein Treibstoff ist die Angst. Ich fürchte die Wiederauferstehung jener Gespenster in einer Generation, die auf Resten von damals und gegenwärtigen Ressentiments aufbaut.

Angst ist gleichzeitig der gemeinsame Nenner zwischen mir und den Menschen, die sich nach Autoritäten sehnen und gegen Einflüsse des Fremden schützen wollen. »Die Ethnologin Margaret Mead hat beschrieben, wie Leute mit dem fehlenden Gefühl sicherer Körpergrenzen die eigene Außengrenze mit den Landesgrenzen *gleichsetzen*. Ein in Bayern illegal einströmender Flüchtender bewegt sich also direkt ins Körperinnere eines Bewohners von Mecklenburg-Vorpommern«, lese ich in einem Interview mit Klaus Theweleit. Nichts erscheint mir wahrer. So bin ich aufgewachsen, in einem ständigen Begrenzen. Deshalb rührt meine Suche nach der Vergangenheit stets vom Kindheitshaus her, wo in der einen Hälfte die Anständigen, also wir, und in der anderen, die Ausgegrenzten, vom Krieg übrig Gebliebene, Sozialfälle, Arbeitsscheue, Kleinkriminelle, wohnten. Deshalb bin ich besessen davon, Stolperstories zu erzählen, die wie Stolpersteine wirken – ein Innehalten im bequemen Ablauf des Alltags. Ich muss Geschichten von Häusern, von Möbeln, von Porzellan, von Hirschhornknöpfen, Spitzendecken und Trachtenmoden rekonstruieren, um ein Gespräch zwischen damals und heute anzuzetteln, Emotionen hervorzurufen, wie in unserem Gespräch am Balkon, dem Vergleich unserer Erinnerungen an Grieskirchen. Das Re-Sonare der Geschichte, wie Aleida Assmann das nennt.

Noch vor Beginn der Diskussion mit de Waal in Venedig erwartete mich die Historikerin, die mir so viel über weiblichen Widerstand erzählt hatte. Ob ich schon angefangen hätte, das aufzuschreiben, fragt sie. Ungeduldig. Sie ist extra hergekommen, obwohl sie kaum Zeit hat, entschuldigt sich, dass sie früher gehen muss.

Jaja, schwinde ich, beschämt. In Wahrheit war ich ratlos vor dem Material gesessen, weil ich nicht wusste, wie ich seine Fülle in einen bereits existierenden Romanablauf einbinden sollte. Doch ich darf gar nicht zögern, wird mir in diesem Moment klar. Also setze ich mich daran und erfinde.

Weil der Umgang mit Dokumenten und Berichten, ihre Übersetzung in literarische Fiktion nicht einfach zu bewältigen ist, will ich mich mit anderen Schreibenden austauschen, die in dieser Arbeit bereits vorangekommen sind. So ist die Reihe *Geschichte schreiben* entstanden, in der an fünf Abenden derartige Problematiken diskutiert werden. Sie beginnt am **1. Oktober 2020** mit Lesungen und Werkstattgesprächen mit Inger-Maria Mahlke und Kenah Cusanit.

In Inger-Maria Mahlkes mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichneten Roman *Archipel* wird am Beispiel einer Familie über fünf Generationen die abwechslungsreiche Geschichte Teneriffas nacherzählt. Die Autorin konzentriert sich dabei auf das private und familiäre Umfeld, den Blick ihrer Figuren auf geschichtliche Ereignisse. Sinnlich-poetische Beschreibungen von Wetter, Landschaft, Kleidung, Speisen ermöglichen es LeserInnen tief einzutauchen. Die einprägsamste Erfahrung ist jedoch, dass Mahlke rückwärts erzählt, also tiefer und tiefer in die Vergangenheit dringt.

Die Altorientalistin Kenah Cusanit erzählt in *Babel* von den Ausgrabungen rund um Babylon, welche der deutsche Bauforscher und Architekt Robert Koldewey geleitet und dafür gesorgt hatte, dass das berühmte Ishtar-Tor letztlich in Berlin landete. Hier liegt die Konzentration weniger im Erlebten als in den Gedanken des Forschers.



Cusanit arbeitet Unmengen von Material, wie Listen, Briefe, Instruktionen, Zitate, Diskussionen um Forschungsmethoden, in den Text ein. So entsteht eher der Eindruck eines vielschichtigen Gemäldes als einer Erzählung. Mit dieser Überlagerung von Diskursen über den Gegenstand Babel gelingt es Cusanit die Arbeit des Archäologen literarisch nachzuvollziehen.

Über Vergegenwärtigung von Geschichte, die Balance zwischen Fakt und Fiktion und vieles andere mehr werden wir im Laufe der Veranstaltungsreihe in Texten und Gesprächen Genauer erfahren. Seien Sie eingeladen, zuzuhören, mitzudenken, sich zu beteiligen.

Inger-Maria Mahlke: **Archipel**. Rowohlt 2018.

Kenah Cusanit: **Babel**. Hanser 2019.



»Dichter wandeln ja auch«

Nora Gomringer im Gespräch mit Jana Volkmann

Nora Gomringer ist Lyrikerin und Rezitatorin; sie lebt in Bamberg, wo sie ein internationales Künstlerhaus leitet. Im vergangenen Jahr erschien mit der Lyrik-Trilogie *Monster – Morbus – Moden* eine anthropologische Untersuchung des Unsichtbaren. In ihrem neuen Band *Gottesanbieterin* setzt sich die Christin Nora Gomringer mit Glaubensfragen auseinander (und stellt selbst welche). Mal mit zögerlicher Neugier, mal unbedingt bekennd, ist sie auch hier den Menschen und ihren Fehlbarkeiten, ihrem Zweifel zugewandt.

Besonders stark entfaltet die Metaphysik in Gomringers Gedichten ihre Strahlkraft, wenn sie der Gegenständlichkeit der immanenten Welt gegenüber gestellt wird und sich gegen Popkultur-Referenzen und Alltagsgegenstände behaupten darf. In einem Text parodiert Nora Gomringer das viel debattierte Gedicht »avenidas« ihres Vaters Eugen, statt »avenidas y flores y mujeres« tischt sie »gott und toast und butter« auf, die Synthese aus alldem: der »manufactumkatalog«.

Aufgeteilt sind die Gedichte in mehrere Kapitel, die je eine inhaltliche Klammer (lose, spielerisch) zusammenhält. Eines ist etwa nach Gomringers im vergangenen Jahr verstorbenem Freund benannt, dem auch der gesamte Band gewidmet ist. Es finden Verschiebungen statt, mittels derer sich das Große im Kleinen zeigt, das Transzendente in der unmittelbaren Dinglichkeit der Gegenstände – etwa wenn der Vater die Wohnung des toten Sohnes räumen muss: »auch die Birnen schraubt er fassungslos«. »Das Buch Tim« ist eine Auseinandersetzung mit dem Verlust, mit der Erinnerung. Es geht beim Ewigen immer auch um Vergänglichkeit – und umgekehrt.

Am **15. Dezember 2020** wird Nora Gomringer in der Alten Schmiede aus beiden Bänden lesen. Vorab hat Jana Volkmann, die die Lesung moderieren wird, aus diesem Anlass ein Gespräch mit ihr geführt: über Gott und Lydia Haider, über Wandlungen und den Großbetrieb Kirche.

Ein Gedichtband, der sich mit Religion und religiöser Praxis auseinandersetzt – eckt man damit nicht mitunter an?

Eigentlich nicht. Vielleicht wundert sich der ein oder andere, dass »die Gomringer« an den lieben Gott glaubt und darüber schreibt, aber

wer reinliest, kriegt ja mit, dass ich kein Meer teile und auch sonst keinen missionarischen Muskel flexe.

Über den persönlichen Glauben zu sprechen, öffentlich, wäre vielen Menschen zu intim. Weshalb geht es Ihnen da anders?

Christ sein heißt ja eigentlich auch bezeugen, dass man zu Christus steht. Ich kleb mir dafür keinen bunten Fisch irgendwo an mein Auto, das ich eh nicht hab oder tue besonders heilig. Ich hab meinen Glauben um mich, an mir, bei mir. Wie eine Wesenheit, mit der man eine Beziehung pflegt. Manchmal vergleiche ich es gern mit dem Langstreckenlaufen, was ich gerne mache. Das sieht man mir auch nur an, wenn ich gut im Training bin. Aber es ist eine feste Konstante in meinem Leben, seit ich zwanzig bin. Ich laufe und dann gibt's Pausen, dann bin ich wieder Feuer und Flamme, et cetera. Es tröstet mich, befreit mich, hemmt mich. Alles drin. Mit dem Glauben ist das genauso.

»Gott anbieten« – das klingt schon nach einer, wenn auch sanften, Art von Missionierung. Ist das Ihre Absicht?

Jeder Autor bietet feil. Also biete ich Gott an für den der »Nachfragen« hat, wie ich ein Kapitel überschrieben habe.

Die letzten Verse im letzten Text des Bandes lauten: »Ich bin die Christin, / die verzückt bei der Wandlung klatscht, weil die Show so täuschend, perfekt.« Was ist das für eine Show – bedeutet religiöser Glauben auch eine Form von willing suspension of disbelief?

Für mich nicht. Ich beziehe mich eher auf die große Feier des Gottesdienstes, die ja auch einiges an Theatralik bietet und das weiß die Kirche auch, behält bewusst bestimmte Aktionen bei, um Nähe und Distanz kontrollieren zu können, zu fördern oder auch traditionell zu halten. Ich bin in der im letzten Jahr gegründeten Synode Mitglied und werde demnächst mit Kuratoren und Performance-Künstlern auf einem Forum über uns gezeigte Ausschnitte von aufgenommenen Gottesdiensten debattieren. Dramatik, Show, Performanz – die Kirche lässt sich da auf sehr offene Gespräche ein. Wenn's nur bei allen Themen so wäre.

Auch sonst kommt die Transsubstantiation, die Wandlung, immer wieder in den Gedichten vor. Was ist daran so besonders faszinierend?

Nora Gomringer hat zahlreiche Lyrikbände veröffentlicht (zuletzt: *Gottesanbieterin*) und schreibt für Rundfunk und Feuilleton. Sie leitet das internationale Künstlerhaus Villa Concordia in Bamberg. Zahlreiche Stipendien und Preise, u.a. Ingeborg- Bachmann-Preis 2015.

Jana Volkmann lebt als Autorin (zuletzt: *Auwald*, Verbrecher Verlag), Journalistin und Literaturvermittlerin in Wien.



Dichter wandeln ja auch. Vom Wort zum Staunen, wenn man das richtige Wort oder und den geeigneten Hörer gefunden hat.

Ihre Gedichte sind humorvoll, zeigen Haltung, halten aber auch Ambivalenzen aus – Attribute, die man mit der katholischen Kirche eher nicht assoziiert. Kann die Kirche diesbezüglich von den Dichter*innen lernen?

Immer! Aber ehrlich: Die Kirche hat immense Empfindlichkeiten, lässt sich in vieles nicht hineinreden, hat aber eine große Riege von Leuten, die in ihr arbeiten, die so intellektuell, so bodenständig und gerade, direkt und für Leute aus der Kultur wie mich so irre faszinierend sind, weil sie eben ganz offen auf Probleme hinweisen, sie angehen und zu lösen versuchen. Wenn man auf solche innerhalb der Kirche trifft: An die muss man sich halten. Und mitmachen. Ist wie in jedem Großbetrieb. Es gibt tolle Leute überall. Und Versager.

In Ihrer Trilogie *Morbus – Monster – Moden* haben Sie sich mit Mode auseinandergesetzt. Was bedeutet Ihnen Mode? Ist sie so eine Art ephemere-weltliches Gegenstück zur religiösen Praxis?

Es geht um ModeN, also um Behaviourismen, um Traditionen, manche verbunden mit Kleidungsstücken (das Brechen der Füße chinesischer Frauen zum »Lotus«-Schönheitsideal zum Beispiel, dem Sklavenhandel für Baumwolle) und manche ohne – im wahrsten Sinne. Im Gedicht »Semana Santa« beschreibe ich die Schöpfungsgeschichte quasi rückwärts. Aus der Fülle des Lebens verschwindet ein Mädchen und am Sonntag wird eine Frau statt ihrer »hingestellt«. Man hat sie verschleiert und damit ... unsichtbar gemacht. Das habe ich geschrieben, nachdem ich in Usbekistan auf Lesereise war und die Mädchen mir dort von Brautentführungen erzählt hatten, die ihre Leben zum Teil katastrophal wandeln.

Und ja, ich mag auch Mode. Diese farbigen Häute, die uns kleiden, helfen uns bei der Selbsterfindung. Das interessiert mich. Ich beobachte Künstlerinnen wie Neringa Vasiliauskaitė, Aldona Kut und Daniela Hoferer, die mit natürlichen Materialien Häute entwerfen und sie in jetzige Kulturräume einpassen. Sehr spannende Arbeiten sind das.

Sie haben als Bachmannpreis-Jurorin heuer Lydia Haider nach Klagenfurt eingeladen. Deren Texte scheinen in einem heftigen Gegensatz zu ihren zu stehen, besonders, wenn es um die sakralen Motive geht. Oder gibt es mehr Gemeinsamkeiten, als es den Eindruck macht?

Natürlich sehe ich als Performerin eine Verwandtschaft im Geiste mit dieser tollen Autorin. Wünsche sie mir zumindest. Mit der Haider

will man sich doch mal hinsetzen und über Gott, die Welt und die Kunst sprechen. Mit so vielen anderen, würd ich das gar nie vorschlagen. Lydia Haider ist eine sehr überlegt agierende, sprachgewaltige Autorin, die ja auch seit Jahren im Geschäft ist und um ihre Wirkung weiß. Außerdem hat sie, was so vielen Autoren fehlt: Freunde. Einen Kreis von Gleichgesinnten. Das hilft bei Zweifeln, Mutlosigkeit, all den »Anfällen«, die Künstler nochmal härter treffen als andere. Und dass wir vielleicht dann als Atheistin – ich weiß nicht, ob sich Lydia Haider so nennt – und ich, Christin, am Tisch säßen, das hat noch niemandem geschadet.

Als in Wien der Lockdown begonnen hat, brannten vor dem Pestmonument in der Inneren Stadt, einer Dreifaltigkeitssäule, Kerzen und Gebetstexte wurden niedergelegt. Sind schlechte Zeiten für die Kirchen gute?

Geht so. Früher vielleicht. Heute ist es eher trostlos. Und viele Pfarrer sind allein, isoliert. So allein, wie dieser Berufsstand nie war. Und die Kirchen ... sind ja auch eingeschränkt durch Corona-Regelungen und ist ja auch gut so. Will keiner auf seinem Kirchenportal stehen haben: Hot Spot. Will doch jeder da lieber stehen sehen: Glücksort oder so was Harmloses, Nettes. Besser wäre immer: Ort für Dich, denke ich.

Ihr neuer Gedichtband wurde von Zara Teller illustriert. Sie kollaborieren auch sonst viel mit bildenden Künstler*innen, touren mit Schlagzeuger Philipp Scholz. Dann sind da natürlich die ganzen Referenzen in ihren Gedichten: auf Madonna und Arvo Pärt, auf Dichterinnen und Dichter. Wie sehr beeinflussen andere Künstlerinnen und Künstler das, was Sie machen?

Ohne andere wäre ich nicht kreativ. Ich lese und schon mag ich wieder schreiben. Die Worte anderer bewegen mich und setzen Energien frei. Gerne mag ich auch Fachliteratur von Wissenschaften, die mir erstmal verschlossen sind. Da lernt man was und gewinnt neues Vokabular. Rate ich immer zu, wenn Leute mir ihre Schreibblockade klagen.

In der Lyrik gibt es seltsame Freiheiten, da der Markt ja nicht »scharf« ist auf noch so ein schmales Bändchen und doch ... beständig gibt es Lyrik auf dem Markt und mutige Verlegerinnen und Verleger, die dann eben auch sagen: Machen wir ein kleines Buch, aber ein feines. Und so gibt es überhaupt Sensibilitäten für solche Zusammenarbeiten. Und das ist keine Hexerei. Ich arbeite sehr gerne mit Grafikern zusammen, die schauen richtig hin. So wie ich im Audiobereich bei meinen CDs mit Hip-Hop-Produzenten arbeite. Die hören gut hin.

Nora Gomringer: **Gottesanbieterin**. Voland & Quist 2020. – dies.:

T alte schmiede wien

Das Literaturprogramm 24.9. – 29.10. 2020

//24.9.//

Donnerstag

Sültzrathner und Sophonisbe

19.00 NEUERSCHEINUNGEN

Josef Oberhollenzer

Zuber oder Was werden wir uns zu erzählen haben

Iris Hanika

Echos Kammern

Johannes Tröndle

Moderation

//28.9.//

Montag

19.00 Ö1 - RADIOPHONE WERKSTATT

Christine Pramhas

Auf der Suche nach Identität. Vom Mut, die eigene Sehnsucht zu leben. Geschichte einer Wandlung

Christine Pramhas, Claudia Pühringer

Gespräch

Andreas Jungwirth

Redaktion und Moderation

//29.9.//

Dienstag

Thomas Stangl: Wenn Menschen zu Figuren werden

19.00 GESELLSCHAFTSRÄUME DER LITERATUR

Anne Weber

Thomas Stangl

Johanna Öttl

Moderation

Kurt Neumann

Konzept und Redaktion

//1.10.//

Donnerstag

Geschichte schreiben

Sabine Scholl

Konzept und Moderation

19.00

Kenah Cusanit

Babel

Inger-Maria Mahlke

Archipel

//5.10.//

Montag

19.00 NEUERSCHEINUNGEN

Jan Koneffke

Die Tsantsa-Memoiren

Kristina Pfoser

Moderation

//6.10.//

Dienstag

StreitBar – Literatur gegen Hilflosigkeit?

19.00 DEBATTE

Margit Schreiner

Gertraud Klemm

Johanna Öttl

Moderation

//8.10.//

Donnerstag

19.00 NEUERSCHEINUNGEN

Antonio Fian

Nachrichten aus einem toten Hochhaus

Markus Köhle

Moderation

//9.10.//

Freitag

17.30 ERNST JANDL DOZENTUR FÜR

POETIK 2020 (1)

Michael Donhauser

Zu den Dingen

//12.10.//

Montag

19.00 DICHTERIN LIEST DICHTERIN

Marlene Streeruwitz

liest

Gina Kaus

Die Front des Lebens (1928)
Luxusdampfer (1932)

Georg Spitaler

Gespräch

//13.10.//

Dienstag

19.00 DICHT-FEST

René Steininger

ADDENDA. Ein lyrischer Apparat

Joachim Gunter Hammer

DIE KLANGLATERNE

Gerhard Altmann

mit mir umarmt dich das meer.

Gedichtfragmente

Regina Hilber

Toleranzfelder LOOP

Nikolaus Scheibner

spaziergang in meinem schuh

Heinz D. Heisl

Wir haben leider Diebe im Haus

Christine Huber

Redaktion und Moderation

//14.10.//

Mittwoch

17.30 ERNST JANDL DOZENTUR FÜR

POETIK 2020 (2)

Michael Donhauser

Zwei Bildbeschreibungen

Thomas Eder

Moderation

//15.10.//

Donnerstag

Kurz und Abgründig.

Aphorismen, Kuriosa,

Walgesänge

19.00 NEUERSCHEINUNGEN

Reinhold Aumaier

Im Schatten wird man klug

Daniel Wisser

Unter dem Fußboden

Helmut Neundlinger

Virusalem. Gesang aus dem Bauch des Wals

Markus Köhle

Moderation

//19.10.//

Montag

Mütter und Töchter

19.00 NEUERSCHEINUNGEN

Katharina Geiser

Unter offenem Himmel

Melitta Breznik

Mutter. Chronik eines Abschieds

Johannes Tröndle

Moderation

//20.10.//

Dienstag

Grundbücher der österreichischen Literatur seit 1945: 78. Grundbuch

19.00

Hertha Kräftner

Kühle Sterne

Judith Nika Pfeifer

kommentierte Lesung

Gisela Steinlechner

Referat

Klaus Kastberger, Kurt Neumann

Redaktion und Moderation

//22.10.//

Donnerstag

FREIBORD

18.00 GESELLSCHAFTSRÄUME DER

LITERATUR

Gerhard Jaschke

Markus Köhle

Fermin Suter

Revue durch vier Jahrzehnte Resonanz- und Produktionsraum

Kurt Neumann

Konzept und Redaktion

//27.10.//

Dienstag

19.00 NEUERSCHEINUNGEN

Friederike Mayröcker

da ich morgens und moosgrün.

Ans Fenster trete

Michael Hammerschmid

Moderation

//29.10.//

Donnerstag

Rollen und Spiele

19.00 TEXTE.TEILEN

Katherina Braschel

Es fehlt viel

Stefan Kutzenberger

Jokerman

Andreas Jungwirth

Wir haben keinen Kontakt mehr

Mieze Medusa

Moderation